



Blick

vom Fernsehturm

Mittwoch, 19. August 2009

„Familienstand: Witwe.“ Uta Schlegel-Holzmann hat die Trauer über den Tod ihres Mannes selbst in einem Buch verarbeitet.

Foto: Martin Bernklau

Das Wort verscheucht den Tod

Degerloch. Im Bestattungshaus gibt die Autorin Uta Schlegel-Holzmann Rat über das Heilsame des Schreibens. *Von Martin Bernklau*

Der Tod macht stumm. Heißt es. Die stille Form des Sprechens aber, das Schreiben, kann durchaus helfen, mit dem Verlust eines nahen Menschen besser umzugehen. Schreiben als Trauerarbeit. Dazu wollte die Autorin und Journalistin Uta Schlegel-Holzmann ermutigen. Es war eine „Blütenlese“, zu der sie Trauernde in das Bestattungsinstitut von Barbara Rolf in Degerloch eingeladen hatte. Es sollte aber auch ein Austausch und sogar eine Art Schreibschule sein. Die Hausherrin konnte nur kurz zur Begrüßung da sein, dann wurde sie zu einem Trauerfall gerufen.

Gekommen waren ausschließlich Frauen. Die meisten waren in jenem Alter, in dem der Tod des Ehepartners nichts Ungewöhnliches ist. Die Älteste hingegen, kurz vor dem 80. Lebensjahr, war nie verheiratet gewesen. Für die Jüngste, gerade mal in den Vierzigern, war der Verlust des Partners kein Todesfall, sondern eine lange angebahnte und erkämpfte Trennung.

Uta Schlegel-Holzmann war 48 Jahre alt, als ihr Mann starb. Sie hat nie wieder geheiratet. Das Buch, das sie über diesen Verlust schrieb, heißt: „Kein Abend mehr zu zweit“ und trägt den Untertitel „Familienstand: Witwe“. Das deutet leise an, dass auch der Umgang der Menschen mit hinterbliebenen Ehepartnern manchmal schmerz-

zend ist, zuweilen sogar kränken oder verbittern kann.

Das Wort Witwe, erläuterte die Autorin, leite sich aus dem Indischen her. Stamme also aus jenem Land, wo die Tradition der Witwenverbrennung immer noch nicht völlig ausgestorben ist, und bedeute: die Durchbohrte. Aber die Gefühle, mit denen Trauernde beim Sterben und nach dem Tod zu tun hätten, seien ja keinesfalls auf die Liebe beschränkt. Auch Schuldgefühle, Zorn, Vorwürfe, Bitterkeit über Versäumtes könnten aufkommen.

In jedem Fall sei der Tod etwas Unfassbares und Individuelles, meinte Uta Schlegel-Holzmann, die viele Jahre ehrenamtlich als Sterbebegleiterin im Marienhospital tätig war. Als eigenartiges Beispiel führte sie einen Obdachlosen an, der trotz seiner vom Schnaps zerfressenen Leber „einfach nicht sterben wollte, weil er das nie erlebte Glück eines weißen, sauberen Betts noch so lange wie möglich auskosten wollte“.

Gerade angesichts des Todes offenbare sich der Kern dessen, was Schreiben bedeuten könne: Preisgabe des Innersten, Ventil für jede Art von Gefühlen, Heilung von Wunden, Erinnerung, Erleichterung, aber auch Bilanz und Bericht und Eingeständnis von Fehlern und Versäumnissen. Im besten Falle, so zitierte die Autorin ein

Schriftsteller-Wort, zeige der Schreibende „Einverständnis mit dem, was das Leben gewährt und was es vorenthalten hat“.

Völlig frei sollten Trauernde beim Adressaten sein. Man könne sein Wort an einen Unbekannten richten, an den Toten, ein Tagebuch, die beste Freundin oder gar an ein geliebtes Haustier. Das Geschriebene „darf vernichtet werden“. Man solle es „niemals vergleichen“ und keine falsche Perfektion anstreben. Auch die Form sei frei: Gedichte, Phantasien, Anreden. Nur „ehrlich, möglichst ehrlich“ sollte man beim Schreiben sein, empfahl die Journalistin.

Schon während der leisen Vorstellungsrunde trauten sich einige Teilnehmerinnen, eigene Texte vorzutragen. Die alte Dame etwa, die früher nie auch nur ein Wort geschrieben hatte, holte ein paar frisch entstandene, gefühlvoll-poetische Sätze aus ihren Unterlagen, in denen sie als Lebensbilanz Dank und die Bitte um Vergabung verband, aber auch selbstgewiss ausdrückte: „Ich bin ich!“ Gerade das beeindruckte die Zuhörerinnen und die Profi-Autorin, weil das Schreiben über einen Verlust nicht zuletzt bedeute, sich seiner selbst tastend wieder zu vergewissern. „In der Trauer ist nichts mehr normal. Am Anfang ist man selber tot. Alles ist im Wortsinne verrückt“, sagte Schlegel-Holzmann. Das Schreiben könne den Willen zum neuen Aufbruch bestärken, der den Verlust des Liebsten nicht verdränge, sondern ins Leben hole. „Der Mensch wird doch erst Mensch durch Krisen und Schmerz.“